

Es geht uns alle an: Jeder kann Opfer werden!

Referat beim Symposium Häusliche Gewalt in bildungsnahen Schichten am 25.11.2008

Guten Tag, meine Damen und Herren,
liebe Freunde des WEISSEN RINGES!

Heute ist der Internationale Tag gegen Gewalt gegen Frauen. In der Vorbereitung in Kooperation mit der Veranstalterin dieses Symposiums, Kerstin Lefherz, war es mir wichtig, dass wir diesen Tag als Veranstaltungstag wählen, um unserem Anliegen eine zusätzliche Bedeutung zu geben.

Ich habe als Überschrift für meinen Beitrag heute das Motto gewählt: „Es geht uns alle an: Jeder kann Opfer werden!“

Dies ist auch ein Motto des WEISSEN RINGES. Neben der weithin bekannten Hilfe für Kriminalitätsoffer als Satzungsziel sind weitere Ziele die Kriminalprävention und die Sensibilisierung der Öffentlichkeit für die Belange der Kriminalitätsoffer.

Ich möchte Ihnen heute ... aufzeigen, welche kommunikativen Bedingungen dem Deliktsbereich der häuslichen Gewalt zugrunde liegen und informieren, welche Abläufe es den Opfern so schwer machen, sich aus der Gewaltsituation zu lösen.

...

„Es geht uns alle an: Jeder kann Opfer werden!“ ist nicht nur ein Motto des WEISSEN RINGES, sondern trifft auch bei dem Deliktsbereich zu, über den wir bei diesem Symposium sprechen:

Sowohl Frauen als auch Männer können Opfer werden bei häuslicher Gewalt und auch bei häuslicher Gewalt in bildungsnahen Schichten. ...

Wenn Sie nur einen kleinen Augenblick versuchen, sich in die Lage eines betroffenen männlichen Opfers zu versetzen, werden Sie schnell herausfinden, wie schwer es für diese Gruppe ist, sich Hilfe zu holen, da ihnen auch noch ihr individuelles und gesellschaftliches Rollenverständnis im Wege steht.

Der WEISSE RING versteht sich als Hilfsorganisation für alle Opfer - ungeachtet ihres Geschlechts, ihres Alters, ihrer ethnischen Zugehörigkeit, ihrer Herkunft, ihrer Religion oder ihrer politischen Einstellung.

Trotzdem werde ich jetzt in meinem Referat weitestgehend von der Situation der Frauen als Opfer von häuslicher Gewalt ausgehen, die sich auch als Hilfesuchende bei uns in der massiven Überzahl befinden.

Gerade wenn wir von Fällen häuslicher Gewalt hören, suchen wir uns als Nicht-Betroffene häufig gute Gründe zu denken, dass uns das NIE passieren könnte. Ja häufig genug treffe ich auf Menschen, die auch noch die Auffassung vertreten, „die Opfer seien selbst schuld“, wenn sie in der Lebenssituation verharren und nicht weggehen.

Nach dem die häusliche Gewalt bereits seit einigen Jahren diskutiert wird und es nach der Gesetzesänderung eine deutliche Zunahme des Hellfeldes und eine Verminderung der Dunkelziffer gab, haben Kerstin Lefherz und ich uns bei Beginn der Vorbereitung dieses Symposiums überlegt, dass für die Opfer aus „bildungsnahen Schichten“ immer noch vergleichsweise wenig getan wird.

Wir glauben, dass dort das Dunkelfeld noch besonders groß ist, den die Opfer aus diesen Schichten haben „besonders viel zu verlieren“, wenn sie die Straftaten öffentlich machen. Außerdem ist ihre Scham auch besonders groß.

Finanzielle Abhängigkeit und wirtschaftliche Verflechtung mit dem Partner werden größer, je mehr Finanzmittel in der Familie vorhanden sind. Das Opfer sieht sich tief fallen, wenn es den Partner verlässt, und kann sich häufig nicht vorstellen, künftig womöglich lediglich vom Existenzminimum zu leben.

Das Ansehen der Familie ist durch die Öffentlichmachung der Gewalttaten gefährdet und dabei geht es nicht ausschließlich um den Täter („So ein netter Mensch, so hilfsbereit und freundlich!“), sondern auch um das Opfer („Er wird sie ja schließlich nicht grundlos geschlagen haben.“ - „Irgendetwas wird ja vorgefallen sein, dass er die Kontrolle verloren hat!“ - „Dazu gehören ja immer zwei!“) und auch um das Ansehen des Opfers („Wer weiß, was sie gemacht hat, um ihn zu reizen!“ - „Warum hat sie ihn denn nicht verlassen, sie macht doch sonst so einen patenten Eindruck!“ - „Wie kann sie die Kinder solch einem Leben aussetzen!“)

Sicherlich haben Sie alle solche oder ähnliche Kommentare schon einmal gehört. So herzlos sie dem Opfer auch erscheinen mögen, entspringen sie doch lediglich der persönlichen inneren Abwehr „das kann mir nicht passieren!“ Und schon bin ich dabei, nach Argumenten zu suchen, warum mir das nicht passieren kann.

Ich sage Ihnen aber: Jede und jeder kann Opfer werden!
Und ich werde Ihnen auch kommunikative und psychologische Mechanismen aufzeigen, wie es dazu kommen kann.

Wenn es denn passiert ist und das Opfer sich aus der Situation befreien möchte, ist es sinnvoll, sich Hilfe zu holen.

Ich bin der Auffassung, dass ein Opfer, das womöglich jahrelange Demütigung, Entmündigung und Gewalt erlebt hat, als ersten Schritt zur Gesundung die Möglichkeit braucht - **selbst** - zu entscheiden, ob, wann und wie es Hilfe benötigt! Ich betone dies so deutlich, weil es

nicht selbstverständlich scheint und es hier große Unterschiede im Ansatz der Hilfe bei den verschiedenen Hilfsorganisationen gibt.

...

Werfen wir nun einen Blick auf den kommunikativen Entstehungsprozess der häuslichen Gewalt.

In den allermeisten Fällen entsteht das gewalttätige Klima in der Beziehung in einem schleichenden Prozess und ist geprägt von deutlichem Hin und Her, d.h. Szenen der Gewalt folgen auch immer wieder Szenen der absoluten Reue, Entschuldigungen und Versprechen der Besserung.

Wo sind erste Anzeichen?

Meines Erachtens beginnen die ersten Anzeichen bereits, wenn der Partner einen bestimmten Ausschließlichkeitsanspruch auf die Zuwendung erhebt.

Beispielsweise:

„Ich möchte nicht, dass Du Dich um fremde Kinder kümmerst, Du solltest zu Hause bleiben!“

„Musst Du denn schon wieder zu Deinen Freundinnen gehen? Ich will den Abend mit Dir verbringen!“

„Für Deinen Chef machst Du Überstunden und wo bleibe ich?“

„Sind Dir Deine Eltern wichtiger als ich?“

Aus diesen Zitaten, die uns recht geläufig vorkommen und die viele von uns schon gehört haben, schließen wir noch gerne lächelnd auf „Eifersucht“ oder eben sehr große Liebe.

Ich behaupte aber, der Grat zwischen Zuneigung und Abhängigkeit beginnt bereits hier, je nach dem, mit welchem Nachdruck die Forderungen gestellt werden.

Außerdem können bereits in dieser Phase die Weichen hin zur Isolation des Opfers gestellt werden.

Den späteren Phasen körperlicher Gewalt gehen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit auch Phasen verbaler und seelischer Gewalt voraus.

Ich habe mit Opfern gesprochen, die noch nach Jahren äußerten, die Worte hätten sie um ein Vielfaches mehr verletzt als die Gewalttaten.

Häufig beginnt der Kreislauf mit Behauptungen, die Partnerin habe etwas falsch gemacht, die Milch anbrennen lassen, die Wäsche verfärbt, beim Einparken eine Schramme ins Auto gefahren oder Ähnliches. Die Beispiele können nicht banal genug sein, behaupte ich.

Während vielleicht beim ersten Mal noch „großzügig verzeihen“ wird - allerdings auch bereits aus einer Position der Macht heraus! - wird im Laufe der Zeit daraus schon ein Drama inszeniert.

Niemand ist absolut perfekt und später werden bereits Kleinigkeiten Anlass zu großen Auseinandersetzungen und lautstarken Szenen, in denen es nicht mehr großzügig zugeht. Fehler werden mit Dummheit oder Mutwillen gleichgesetzt und wir alle wissen aus der Kindererziehung und auch aus der Tierdressur, wie viel unter Stress und Angst noch gelernt wird - nämlich gar nichts mehr.

In dieser Phase wird das Opfer „entpersonalisiert“, d.h. es wird nicht mehr mit Namen angesprochen, sondern Schimpfworte werden benutzt.

„Du Schlampe ...“ - „Du Schnepfe ...“

„Du bist ja zu blöd zum ...“

Damit konditioniert sich der Täter selbst, und baut für sich einen inneren Abstand zum Opfer auf.

Welche Muster liegen diesem Prozess zugrunde?

Ich nehme an, die meisten von Ihnen haben von den drei Ich-Ebenen in uns gehört und sind mit dem Modell „Ich bin o.k., Du bist o.k.“ vertraut.

Nur heißt es hier: „Ich bin o.k., Du bist nicht o.k.“

Wenn ich überwiegend aus meinem Eltern-Ich heraus kommuniziere, „drücke“ ich damit meinen Gesprächspartner ins Kind-Ich. Dieses Kommunikationsmodell heißt Transaktionsanalyse.

Ich will Ihnen von einem Beispiel berichten:

Sie haben vielleicht schon einmal von dem Experiment „Blue eyed“ mit den Blauäugigen und den Braunäugigen gehört. In Form von Seminaren hat die Amerikanerin Jane Elliot sich aktiv gegen Rassismus eingesetzt und mit diesen öffentlich durchgeführten Experimenten bewiesen, wie schnell und mühelos durch eine bestimmte Art der Kommunikation Hilflosigkeit und Versagen produziert werden.

In dem Versuchsaufbau werden die blauäugigen Menschen einfach zu braunäugigen ernannt und erhalten wegen der besseren Erkennbarkeit einen angesteckten Kragen.

In der Folge werden die Teilnehmer nach der willkürlichen Augenfarbe getrennt und zunächst unterschiedlichen Situationen ausgesetzt. Diejenigen mit dem Kragen müssen in einem kleinen, fensterlosen, überheizten Raum warten, in dem es nicht genug Sitzgelegenheiten gibt. Sie sind also isoliert.

Die anderen sitzen im Seminarraum und arbeiten bereits mit der Seminarleiterin, die mit ihnen einen schriftlichen Test durchführt. Bei dem Test dürfen Fehler verbessert werden oder die Kandidaten erhalten sogar ein neues Blatt.

In der Folge wird derselbe Test dann mit der dominierten Gruppe durchgeführt. Nunmehr werden Fehler angeprangert, lächerlich gemacht und die Teilnehmer gedemütigt.

Es kommt sogleich zu weiteren Fehlern, die Teilnehmer zweifeln an sich selbst und verzweifeln. Große Unterlegenheits-Gefühle werden so binnen kurzer Frist hervorgerufen.

Wenn man den Film über die Experimente von Jane Elliot das erste Mal sieht, ist man entsetzt, mit wie wenig Mitteln und in welcher kurzen Zeit

es ihr möglich ist, Menschen zu deklassieren, zu diskriminieren und verzweifeln zu lassen.

Sie bedient sich damit überwiegend der Erkenntnisse aus der Transaktionsanalyse.

In unterschiedlichen Gesprächen zu unterschiedlichen Themen mit unterschiedlichen Gesprächspartnern wechseln wir die Ich-Ebenen. Ebenso macht es unserer jeweiliger Gesprächspartner. Je nach dem, welche Ebene angesprochen wird, fühlen wir uns gut oder weniger gut, haben wir gute oder weniger gute Gefühle.

Wenn ich dauernd klein gemacht werde und meine Fehler groß gemacht werden, wird es nicht lange dauern und mein Selbstwertgefühl bekommt mindestens einen Knacks.

Schlimmer noch: ich selbst gucke nach kurzer Zeit ebenfalls ausschließlich auf meine Fehler und bin entsprechend fokussiert.

So kommt es dazu, dass Gewaltopfer später beispielsweise berichten: „Ja, er hat mich geschlagen, aber ich hatte an dem Tag auch vergessen, dass er früher nach Hause kam, und das Essen war nicht fertig!“ Diese Einlassungen werden vom Täter übernommen, um ihn zu rechtfertigen.

Oder:

„Da ist er ausgerastet. Ich habe es nicht geschafft, ihn zu beruhigen!“ - Die Verantwortung für das Handeln des Täters wird übernommen, was Außenstehende häufig fassungslos macht.

Wenn dann der erste Gewaltakt passiert - womöglich unter Einfluss von Alkohol - folgt seitens des Täters eine dramatische Entschuldigung und Versicherung, dass es nie wieder dazu kommen wird.

Später kann es zu wahren Entschuldigungs-Orgien kommen und der Versicherung, dass sie ihn nicht verlassen dürfe, weil er sich sonst „nicht bessern könne“ oder gar sich „das Leben nehmen müsse“ o.ä.

Besonders alkoholranke Täter versichern dem Opfer, die Bezwingung der Sucht ohne Hilfe nicht zu schaffen und stellen so eine Co-Beziehung her, die das Opfer noch fester an sie bindet.

So entsteht beim Opfer die Idee, es müsste beim Täter bleiben, der andernfalls „vor die Hunde“ gehe.

Derweil ist das Selbstwertgefühl der Opfer bereits im Keller und im Alltag wird die gesamte Aufmerksamkeit auf den Täter gelenkt, in der Hoffnung, dass ein neues Ausbrechen der Gewalt verhindert werden kann. In dieser Phase hört man häufig vom Opfer:

„Ich hatte ja selbst schuld, denn ich ... hatte das Essen nicht rechtzeitig fertig ... habe die Kinder nicht zur Ruhe bringen können ...“
usw.

Die Abhängigkeit des Opfers vom Täter wird in der gesamten Gesellschaft bis heute unglaublich unterschätzt.

Von außen wirkt es, als habe sich das Opfer mit dem Täter solidarisiert. Vorgefallene Straftaten werden geleugnet, offensichtliche Folgen verharmlost:

„Ich bin gestürzt ... gegen die Tür gelaufen ... die Treppe hinuntergefallen ... „

Bei dieser Abhängigkeit des Opfers sprechen wir vom Stockholm Syndrom. Vier Faktoren sind dabei maßgeblich, die ich Ihnen gerne vorstellen möchte:

- das Leben des Opfers ist subjektiv/objektiv bedroht
- das Opfer glaubt, nicht entkommen zu können oder kann es tatsächlich nicht
- das Opfer ist von anderen Menschen isoliert
- das Opfer erhält gelegentliche Zuwendung durch den Täter

Zur kurzen Erklärung:

1973 kam es zu einer international aufsehenerregenden fünftägigen Geiselnahme in einer Bank in Stockholm, die von Räufern überfallen wurde.

Kleinste Zugeständnisse der Täter an die Geiseln wie beispielsweise an das Anbieten von Nahrung, der Gang auf die Toilette oder die Lockerung der Fesselung wurden als große Erleichterung wahrgenommen. Dadurch kommt es bei den Opfern zu einer Wahrnehmungsverzerrung. Sie erleben die Täter als diejenigen, von denen sie „Gutes“ erfahren.

Der maximale Kontrollverlust bei einer Geiselnahme entspricht einer traumatischen Erfahrung. Es wird erträglicher für das Opfer, wenn es sich mit den Zielen des Täters solidarisiert.

Wir sollten uns angewöhnen, Opfer von häuslicher Gewalt als Geiseln im familiären Kontext zu sehen.

Grundsätzlich neigen Menschen dazu, in Zwangs- oder Abhängigkeitssituationen auch verwerfliche oder kriminelle Handlungsweisen von Autoritäten zu relativieren und eine Schutzhaltung für sich zu entwickeln, um sich nicht weiter in Gefahr zu bringen.

Diese - psychologisch verständliche - Haltung von Opfern zusammen mit den gesellschaftlichen Vorurteilen macht es uns so schwer, in diesem Bereich zu helfen und die Opfer dazu zu ermuntern, sich Hilfe zu holen.

Ich hoffe sehr, dass dieses Symposium dazu beitragen kann, mehr Information und Aufklärung an Fachleute und Betroffene zu bringen, so dass insgesamt mehr Verständnis erwächst.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.